

Der Verhandlungsführer stellt nun an den Angeklagten Herdik abermals die Frage, warum er von der Waffe Gebrauch machte.

Angesagter: Als ich den Schlag erbielt, sah ich instinktiv zur Wunde das Bajonet. Ich bin belehrt worden, daß ich als Offizier auf eine fällige Beleidigung von der Waffe Gebrauch zu machen habe.

Das Beweisverfahren wird hierauf geschlossen. Es folgen die Reden des Militärkommandes und der Verteidiger. Wir werden über das Urteil, das morgen gefällt wird, berichten.

Tagesbericht.

Die Arbeit für den Frieden.

Die nächsten Frauenversammlungen.

Die nächsten Friedensversammlungen, die der Allgemeine Österreichische Frauenverein veranstaltet, sind:

Heute, Montag, den 26. November, 7 Uhr abends, im Saale des Hotels „Bayrischer Hof“, Laborstraße 33.

Dienstag, den 27. November, 7 Uhr abends, im 7. Bezirk, Restaurant „Zur Glocke“, Neubaugasse 5. Redner: Gise Beer-Klingerer und Reichsratsabg. Zentler.

Donnerstag, den 29. November, 7 Uhr abends, Großer Dreheraal, 3. Bezirk, Hauptstraße 97. Redner: Berla Pauli, Kathia Müller, Gagar Herbst.

Sonntag, den 2. Dezember, 10 Uhr vormittags, in der „Kollerschänke“, 9. Bez., Rudolfsplatz 4. Redner: Dr. Max Adler, Gise Beer-Klingerer, Leopoldine Ruffa, Dr. Gertrude Fouasslon.

Die Flucht in die Dessenität.

Es hat doch manchmal sein Gutes, wenn die Öffentlichkeit von einem Plan gegen die guten Sitten erzählt. Nicht daß sich der Libertärer gerade schämen würde, aber er wird manchmal Angst haben, die öffentliche Meinung über Gebühre herauszubekommen, und man wählt von zwei Ubeln lieber das kleinere, findet, daß der Gewinnsinn der geringere Schaden sei und verzichtet auf die Ausführung seines Planes.

Wir haben vor einigen Tagen berichtet, daß die Seebaltenbank, um ihre Filiale in der Leopoldstadt, Laborstraße 7, vergrößern zu können, den Einvernehmen mit einem wenig empfindlichen Hausbesitzer zwei geschäftliche Geschäftsräume auszumieten und dadurch um Erwerb und Verkauf zu bringen beabsichtigt. Wie wir nun mit aufrichtiger Genugtuung erfahren, ist diese Absicht vereitelt worden. Mit dem einem Geschäftsmann hat man sich verständigt und ihm eine nicht unerhebliche Entschädigung bezahlt, während dem anderen angeboten wurde, daß er bis zum Ende des Krieges seine Räume und zwar ohne Mietzahlung behalten könne. Das ist schließlich ein Erfolg der Flucht in die Dessenität, von dem man nur wünschen könnte, daß er sich in ähnlichen Fällen — sie sind ja leider jetzt durchaus nicht selten — wiederholen möge.

Ein halber Schritt.

Wreufen bekommt also doch endlich sein unmittelbares und gebührendes Maßrecht; man könnte mit diesem Schritt zum Besseren einverstanden sein, hätte es nicht eine weidlich klingende Bude: gleich und allgemein ist es nämlich nicht, denn die Hälfte aller Staatsbürger bleibt ausgeschlossen. In der amtlichen Begründung, die sich allerdings fast mehr wie eine Entschuldigung gegenüber denen, deren bisheriges Vorgehen aufzuheben soll, heißt es recht zutreffend und einleuchtend vollkommen:

„Der Krieg fordert von dem preussischen Volke die höchsten Opfer für die Allgemeinheit und ist zum Prüfstein für die Tiefe seiner Vaterlandsliebe und seines Selbstvertrauens geworden. Das Maß der staatsbürgerlichen Beteiligung des Volkes an den staatlichen Verträgen muß daher vom Standpunkte gesteigerten Vertrauens nachgeprüft werden. Nicht um die Belohnung des Volkes für die dargebrachten Opfer und die staats-treue Haltung kann es sich dabei handeln; es handelt sich vielmehr um einen Akt des Vertrauens in das Volk, das in den schweren Schicksalen des Krieges seine Reife erweisen hat. Das ist die alleinige ethische Begründung für den Schritt, der mit der Einräumung des gleichen Wahlrechtes zum Gause der Abgeordneten erfolgt.“

Wie schmerzhaft muß es angesichts dieser Feststellung jeden gerecht Denkenden berühren, daß die Frauen von diesem Akt des Vertrauens ausgeschlossen bleiben, als hätten nicht auch sie, ganz genau so wie die Männer, in den schweren Schicksalen dieses Krieges ihre staatsbürgerliche Reife erweisen und dadurch Anspruch, vollen Anspruch wie die Männer, auf das Wahlrecht zum Abgeordneten erwerb. Es ist schmerzhaft, zu sehen, wie wieder einmal das Jüngelchen des an den Fortschritt so ernd, fast widerwillig und mit ungeduldriger Vertagung erfolgt. Welche Wünsche mögen die deutschen Frauen erfüllen, wenn sie das sehen, und wie unflugs ist es, sie so schwer zu verurteilen, denen doch auch in aller Zukunft die ernstesten staatsbürgerlichen Aufgaben gestellt sein

werden, darunter die, die vielleicht unter allen die opferwilligste sein wird: Kinder zur Welt zu bringen und aufzuziehen.

Wer wie ich das Glück hatte, an den Friedensversammlungen des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereines als Redner teilzunehmen, der hat mit freudiger Genugtuung erkennen müssen, daß wir Anhänger des gleichen Rechtes der Frauen keine unpraktischen Schwärmer sind. Nicht nur der Andrang zu diesen Versammlungen ist es gewesen, sondern noch mehr das Verständnis, womit die Frauen, oft ganz bescheidenen Frauen aus dem geringen Rufe, den Ausführungen folgten, die mitunter recht hohe Anforderungen an die politische und volkswirtschaftliche Schulung stellten.

Es waren sicherlich keine besonders politisch vorgebildeten Frauen, die diese Versammlungen besuchten, aber das merkwürdig klare Bewußt der Frauen erzieht. Ja, was letzte es denn? Kann man ernstlich behaupten, daß der Durchschnitt der Männer in ähnlichen Versammlungen politisch gebildeter sei? Ich würde aufrichtig jedem, der zu Männern redet, Verständnis und liebevolles Eingehen auf seine Absichten, auf die feinsten Wendungen der Ironie und Satire, denselben heiligen Eifer der Enttäuschung wie in den Frauenversammlungen, wo die Zuhörerinnen lachten und weinten, wie es der Redner haben wollte; daß sie meistens weinen mußten, wenn wollte es Wunder nehmen?

Und diese Frauen sind ausgeschlossen von jedem politischen Recht und wird irgendwo in deutschen Landen ein solches Recht halbwegs demokratisch erweitert, so bleiben die Frauen rechtlos wie sie waren, mögen sie sich auch in den Arbeiten des Krieges wie des Friedens noch so sehr den Männern gleich tüchtig gezeigt haben. Goltentisch hauert es nicht bis zum nächsten Kriege, bis sie mitreden dürfen, wenn es um Leben und Tod ihrer Söhne und Töchter geht. Vielleicht erfüllen sich die Hoffnungen, die wir auf das neue Reichstag setzen, und dann wird man auch anderwärts erkennen, daß die Frauen politisch mündig erklären, eine gesellschaftserhaltende, keine revolutionäre Tat ist Colbert.

Bilder vom Jugendgericht.

Studenten aus Ottakring.

Neun Angeklagte. Der Richter nennt die Namen. Sie treten einzeln vor.

Da ist ein Mädchen, sechzehn Jahre alt; man kann es nicht glauben, daß dies den Jahren nach noch ein Kind sein könnte: das ist eine Heilwunde, die vollkommenen Körperbau und Schönheit ihres Mutterlandes, die vollständige Achtung des Gerichtsorgans, das fortwährende Lächeln, das kein Lächeln der Kollaterale oder des Spottes ist, sondern ein Lächeln, das das ganze Gesicht verstrahlt und es unbeschreiblich ansehend macht, ein Mädchen, von dem die bürgerlichen Frauen sich mit Ekel abheben und vor dem sogar die Männer pfeifen legen; ein Mädchen, das man als bei genauen Schulpfeisern oder bei Prostituierten findet. Es kann nur dann entstehen, wenn eine menschliche Seele so sehr erniedrigt wurde, daß sie selbst sich entwertet vorzumutet wie ein beladener Treben.

Das Mädchen trägt Hut und Schleier auf einer großen Brust, eine alte, verhasste Mode und sehr zierliche Schuhe. Sie hat sogar eine Mutter. Man weiß nicht, warum man darüber haunt. Die Mutter hat sich nicht auf die Bank gesetzt, denn sie ist heilfahnd. Sie fällt durch nichts von den anderen Müttern, deren Kinder vor den Gerichtsständen stehen, auf.

Der Richter liest dann die Mutter hat fünfzehn Kinder gehabt, davon sind acht gestorben; der Vater ist Wagnersdiener mit einem Gehalt von hundertvierzig Kronen monatlich. Die Tochter hat die Schule nie ordentlich besucht; einmal war sie fünf Tage, einmal drei Tage in einem Zirkus; sie sagt, daß sie nicht genug zu essen bekam und deshalb nicht blieb. Sie hat Drogen und Wäsche gestohlen, in einem Hotel sich falsch gemeldet und Wein und Pulver mitgenommen.

Der zweite ist ein Bursche von sechzehn Jahren. Die gemilte Schicklichkeit und Strammheit, die bei jungen Burschen sonst sehr anmutet, wenn sie nicht bei ständlicher Kälte ohne Überdreh gehen, die „Lecher“ lang über Eises und Schlofen gekümmert, durch das linke Ohr einen gelben Nagel tragen und beide Hände klammern haben. Das ist ein Zuhälter. Er ist noch sehr jung, ein Anfänger; aber sein Gesicht, das noch den Knabenkram hat, verriet bereits tiefere Entschlossenheit; es zeigt an, daß er sich einmal auf dieser Welt verhalten wird. Einstweilen ist er der „Bercher“ des Mädchens in Hut und Schleier, und man findet noch mehr als vorher: auch der Zuhälter ist mit seiner Mutter da. Ein schickliches Kind; sie sagt, daß ihr Bus dran ist und daß er immer vor zehn Uhr nach Hause kommt; nur einmal nicht. Das war, als damals das Einhorn und der Postler wegkam; damals hatte sie ihn gerade ihr Haus verborgen gehabt.

Die dritte ist ein blondes Mädchen vom Lande, ein gutmütiges, unschickliches Kind, das zufällig, dadurch, daß sie in die Ring in selbsten Schule wohnt, in die Gesellschaft geriet — ein Kind der böhmischen Wälder, das die Gesellschaft vertritt. Leider hat sie das meiste geblieben; sie erzählt es ruhig und gelassen; ein artiges Gesicht. Auch ihre Mutter ist da. Und auch diese Mutter hat sich erspäht niedergelegt; denn auch sie ist hergeleitet. Ihr Mann ist im Arzte gegen Rumänien an der Ruhr gestorben. Sie hat vier Kinder, betrieht: Unterhaltbeitrag hundertvierzig Kronen. Die Kinder, sagt sie, sind alle brav; die Tochter konnte nur bis zum dreizehnten Jahr in die Schule gehen, weil sie sich in ihrem vierzehnten

Jahr immer anstellen mußte. Jetzt arbeiten beide, Mutter und Tochter von früh bis abends am Bau, bei den Zuckbäckern. Es muß die Mutter wegen ihres leidenden Zustandes liegen, dann geht die Tochter allein.

Der vierte ist ein kräftiger Junge; er sieht wenig intelligent aus, ist aber sauber und nett; ein gutes Gesicht. Auch er scheint nur zufällig in die Gesellschaft geraten. Er wäre ein tüchtiger Handwerker, ein braver Arbeiter geworden, wäre er nicht durch die Umstände zum Müßiggang verurteilt, in einen Kreis von Albern, Zuhältern und Prostituierten gekommen. Beide Mütter nämlich, einmal, als er zu einem Spiegler, das andere Mal, als er zu einem Tischler in die Lehre kam, mußten die Meister eintreten. Die Mutter ist tot; der Vater ist Tischlergehilfe, verdient fünfzig Kronen die Woche; es sind noch vier Kinder da; sie wohnen in einer Kammer, die zugleich Küche ist.

Der fünfte ist ein Knirps von fünfzehn Jahren, ein etwas frecher Geselle. Seine pittoresken und schnippschen Antworten eines unruhigen Orlatingers bringen einen mehr als einmal zum Lachen. Auch er ist nicht der Schickliche. Die Schule sagt, daß er wohl immer voll Blut und Laune war, sonst gab es aber nichts zu sagen; das verschlechteste Benehmen des Kindes ist erst ein, als der Vater, ein Bezirksrathschaffensbeamter mit hundertachtzig Kronen Monatsgehalt, an Lungentuberkulose starb.

Der Knabe ging dann in die Munitionsfabrik (Ottakringer Kinder können heute in den letzten Tagen ein Handwerk erlernen. Der Krieg braucht Munitionsarbeiter, besonders junge Kinder; die lebende und geschäftig sind und sehr stark arbeiten können; und die Mutter braucht in den schweren Zeiten das viele Geld, das sie dort verdienen.) Die drei Kronen die Woche bedeuten das Kind in der Munitionsfabrik, aber es konnte dauernd die schwere Arbeit nicht leisten und mußte fortgehen.

Eineinmal an den Versuch des Kindes gewandt, konnte der Kleine nicht davon lassen und schloß sich der Lieb- und Zuhältergesellschaft an.

Die anderen Angeklagten waren zum Teil nicht erschienen, zum Teil sind sie inzwischen eingekerkert.

Der Jugendrichter mußte diesmal Strafen verhängen: an die besten sechzehnjährigen Mädchen je vierzehn Tage, der „Bercher“ bekam fünf Tage; dann achtundvierzig und zweiundzwanzig Stunden Arrest.

Was diese Strafen an denen, die sie erleiden, ändern, geht vielleicht aus der Schilderung hervor, nämlich: nicht. Nur das eine Mädchen, das sich im Zustande der letzten Tetraparalysie befindet, wäre nur besserzuberisch zu wissen; die anderen mühen sich durch die vorgeschriebene auf den rechten Weg gebracht werden.

Wir brauchen diese Anklagen! Wir brauchen den Frieden! Wir brauchen es sehr! Es ist ein ganz Ottakringer Kind, ein Knabe und ein Mädchen!

Ernährungsfragen.

Milch.

M. H. Nun geht es auch mit der Milchmilk nicht mehr recht. Mit Ausnahme der Niederösterreichischen weilen alle Volksernährungsläden einen Teil der Milchfunden ab, und während bisher die Marktämter solche Milchfunden an die Niederösterreichischen Volksernährungsläden, hat diese jetzt erklärt, daß sie nur mehr sehr wenig Milch frei habe, demnach, daß wenn ihre Anlieferungen nicht zurückgehen könnten, nur sehr wenige Milchfunden aufnehmen könne. Von der Verjorgung solcher Verbraucher, denen kein Milchteil gebührt, spricht man ab; Haupt nicht mehr, und selbst die Milchfunden sind höchstens ihres Bezuges nicht bloß für die Zukunft gefährdet, sondern bleiben auch schon jetzt, da die Einteilung zu einer neuen Bezugsquelle einige Zeit erfordert, manchen Tag ohne Milch.

Man bedenke, was es heißt, wenn Säuglinge, deren Nahrung nur in Milch besteht, taglang ohne Milch bleiben. Bei solchem Zustande ist es ein maßvoller Anflug, daß an die Kaffeehäuser noch Milch geliefert werden darf. Säuglingen wird die Nahrung entzogen, während der und jener, dem Nahrung aller Art zu Gebote steht, und manchmal sogar reichlich zu Gebote steht, gewohnheitsmäßig im Kaffeehaus keinen Milchtrank trinkt und dazu — auch das kommt noch immer vor — mit unterrichtet in Schokolade Butter und Eier versetzt. Es ist höchste Zeit, daß diesem Unflug ein Ende gemacht wird, denn eine weitere Verringerung der Zufuhr wird sich nicht vermeiden lassen, weil der Übergang zum Trostmittel vorsteht, die Schladungen wegen Untermangeln fortgesetzt werden und die ungarischen Städte, zuletzt auch Budapest, die Milchpreise erhöht haben. Wenn man nicht einen Teil der Säuglinge zum Hungertode verurteilen will, so muß rasch gehandelt werden.

Von der Gemeinde ist in dieser Hinsicht nicht viel zu erwarten. Sie gibt seit zwei Wochen eine Aonkne-milch in Flaschen an die Wiener Volkerei und an die „Mia“ ab, aber unter der ausbrüchlichen Bedingung, daß diese Milch nur an Kaffeehäuser verkauft werden darf! Eine Flasche ergibt etwa 1/2 Liter trinkbarer Milch und kostet K 2.75. Den Kaffeehäusern ist mit dieser Milch geholfen, aber die Bevölkerung hat im Gegenteil zur Gemeindevermehrung viel dringlichere Sorgen als die Unterhaltung der Kaffeehäuser.